

Emery Lord

Nur um dich lächeln zu sehen

Emery Lord

*Nur um dich
lächeln zu sehen*

Aus dem amerikanischen Englisch
von Ilse Rothfuss

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2018

Copyright © 2016 Emery Lord

Copyright © für die deutschsprachige Ausgabe 2018

cbj Kinder- und Jugendbuchverlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel

»When We Collided« bei Bloomsbury Children's Books

Übersetzung: Ilse Rothfuss

Umschlaggestaltung: zeichenpool

Umschlagmotive: Shutterstock (Diana Indiana, Look Studio,

Bob Pool, Andrew Zarivny, Maria_Galybina)

TP • Herstellung: eR

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-570-16516-4

Printed in Germany

www.cbt-buecher.de

Für meine Familie, die immer weitersegelt



Vivi

Ich wusste sofort, dass ich mich in Verona Cove verliebt hatte, aber erst am siebten Tag konnte ich mich dazu bekennen. Nach einer Woche schnitzte ich also meinen Namen in einen großen Baum in der Ortsmitte. Mir war nicht klar, wie schwierig es ist, mit dem Taschenmesser eine harte Rinde zu durchbohren: Ich habe eine Ewigkeit für nur elf Buchstaben gebraucht. Zum Glück patrouilliert die Polizei nicht im Irving Park, bevor die Sonne aufgeht, und auch sonst nirgends. In Verona Cove wirft höchstens mal jemand eine Papierserviette weg, das vermutlich schwerste Verbrechen, das hier je begangen wurde. Und ich wette, dieser Jemand hat einfach die Serviette fallen lassen und ist ihr dann verzweifelt nachgejagt, aber der Wind hat sie fortgerissen, bis sie irgendwo zu Müll wurde.

Außerdem reizt mich der Gedanke, erwischt zu werden, oder würde ich mich sonst mit rissigen Buchstaben für immer in einem Baum verewigen, der älter ist als alle 3051 Einwohner von Verona Cove zusammen? *Vivi war hier.*

Als ich fertig bin, tätschle ich mein Werk, weil – okay, ja, ich bin eine Umweltzerstörerin, aber das hier ist ein Verbrechen aus Leidenschaft. Und dem Park macht es nichts aus, das weiß ich, weil ich das alles hier liebe, und ich glaube, selbst der megaordentlich gemähte Rasen und die beschilderten Bänke spüren meine Zuneigung.

Ich verlasse den Park und merke erst jetzt, dass ich viel später dran bin als sonst. Die Morgensonne ist bereits über den Horizont gekommen und die Blätter werfen Schatten so zart wie Seidenspitzze auf den Gehsteig. Überall sprießen Blumen, aus jedem Quadratzentimeter des Ortes – fuchsienrote Rosen, die über die Spaliere kriechen, Forsythien, funkelnd wie gelbe Leuchtraketen. Während ich den Weg entlangschlendere, ziehen sich die Bäume über mir aus und streifen blassrosa Blütenblätter ab wie in einem langsamen Burlesquetanz.

Deshalb will ich für immer hierbleiben, nicht nur den Sommer über. Bisher habe ich Mom gegenüber immer behauptet, dass Hawaii im Vergleich zu Verona Cove wie eine schwimmende Müllhalde aussieht. Also streng genommen war ich noch nie in Hawaii, aber ich habe Fotos davon gesehen. Verona Cove ist ein winziger Ort, den man wohl eher irgendwo in Massachusetts oder North Carolina suchen würde, der sich aber stattdessen in eine kleine Bucht an der kurvigen kalifornischen Küste schmiegt. Ich habe schon in mehreren Städten gelebt, und Verona Cove ist keine, so viel steht fest, sondern eher eine Mischung aus Kleinstadtidylle, Regenwald und Shangri-La. Jedes Detail ist so perfekt, dass man sich an ein Filmset versetzt fühlt, und ich würde am liebsten meine Hände über die bemalten Gartenzäune gleiten lassen, die Retro-Briefkästen, die Straßenlaternen, die wie eine lange Reihe schimmernder weißer Monde aussehen. Alles ist sauber, aber nicht steril,

man spürt, dass jeder noch so winzige Fleck an diesem Ort bewohnt und geliebt wird.

Die Läden sind mehr oder weniger alle in einem Quadrat aus drei mal drei Straßen angesiedelt, mit der Main Street als Mittellinie. Jeden Morgen komme ich an einem hübschen Restaurant, einem kleinen Baumarkt und dem Buchladen vorbei. An dem Haus, auf das ich jetzt zugehe, verkündet eine Tafel in sorgfältiger Kreideschreibschrift »Betty's Diner«. Darunter folgt in rosa Blockbuchstaben: *BESTES FRÜHSTÜCK laut Daily Gazette*, mit einer Aufzählung der Frühstück- und Lunch-Specials. Im Schaufenster des »Cove Coffee« hängt die gleiche Auszeichnung: *BESTER KAFFEE laut Daily Gazette*. In Verona Cove gibt es von allem immer nur eins – einen Drogeriemarkt, einen Supermarkt, eine Kunstgalerie. Jedes Geschäft ist also automatisch das beste, aber mir gefällt es, dass alle gewürdigt werden.

Eine Ladenglocke klingelt, als ich eintrete, und mir schlägt der Geruch von Ahornsirup, Kaffee und gebratenen Würstchen entgegen. Ich komme seit sieben Tagen jeden Morgen hierher, weil um diese Zeit nichts anderes geöffnet hat. Es ist alles so aufregend und neu für mich, dass ich immer sehr früh aufwache.

Aber heute bin ich, wie gesagt, später dran, und der Diner ist brechend voll mit Achtzigjährigen – weiße bauschige Frisuren, die wie Wolken über den Rückenlehnen der wasserblauen Kunstledersitze schweben.

Betty steht selbst hinter der Kasse und tippt in die Tasten. »Oh, hallo, *honey bun*. Eine Sekunde.«

Ich glaube, Betty hat Kosenamen wie *sugar*, *darling* und *honey* auf zwei Würfeln in ihrem Kopf gespeichert. Bei jedem neuen Gast lässt sie die Würfel rollen, bis sich eine passende Kombination ergibt: *honey love*, *sweetie pie*, *sugar babe*. Ich bin gespannt, was für

mich an diesem Morgen abfällt. Das ist dann wie der Glückskeks bei meinem Lieblings-Chinesen. Nicht dass ich extra deshalb hingehge, aber dadurch wird das Ganze noch ein bisschen heimeliger.

Betty kommt hinter der Theke hervor und schaut sich im rappelvollen Diner um. »Kann einen Moment dauern, bis ein Tisch frei wird.«

Aber ich habe meine Chance bereits erspäht: bei einem älteren Mann in einem dünnen Pullover. »Kein Problem. Ich setze mich zu Officer Hayashi.«

Betty starrt mich an, als hätte ich gesagt: »Ich geh jetzt da rüber und zähme das Raubtier, bis es mir die Pfannkuchen aus der Pfote frisst.«

»Oh, *sweetie*, Officer Hayashi ist ziemlich heikel. Der will hier morgens seine Ruhe. Und zwar immer.«

»Ach, das schreckt mich nicht.« Ich werfe ihr ein Lächeln zu, weil ich etwas weiß, das sie nicht wissen kann. Officer Hayashi ist kein alter Miesepeter, wie sie mir einreden will. Als ich an meinem dritten Morgen in Verona Cove zu Betty's Diner spaziert bin, habe ich einen Schäferhund entdeckt – alles an ihm wachsam, Körperhaltung, Nase, Ohren –, der hinten in einem Polizeiwagen saß.

»Hey, warum haben sie dich eingebuchtet, Süßer?«, fragte ich durch den Spalt in der Scheibe. Der Hund starrte mich an, stolz und gleichmütig, wie es sein Job offenbar verlangt. »Ein Überfall? Körperverletzung? Nein, bestimmt nicht, dafür bist du zu gutmütig – das seh ich dir an. Schwarzhandel? Nein, nicht der Typ dafür. Ah, ich weiß! Diebstahl, jede Wette. Also, was hast du geklaut? Eine Pizza, direkt vom Tisch runter? Oder hast du einem Kind den Geburtstagskuchen vor der Nase weggeschnappt? Du siehst aus, als ob du ganz wild auf Süßes wärst.«

Sein langer Schwanz knallte gegen die Rücklehne.

»Chickenwings ohne Knochen mit Chilisauce«, ertönte da eine Stimme hinter mir. »Da kann sie nicht widerstehen.«

Eine Hündin. Ich Idiot, warum hatte ich das nicht gleich gecheckt? Und natürlich wedelte sie mit dem Schwanz, weil ihr Herrchen zurückgekommen war. Ein Mann mit weißem Haar und dunkelblauer Polizeiuniform. Ich las den Namen auf dem silbernen Schildchen: Hayashi.

»Aber sie steht nicht unter Arrest. *Noch nicht* jedenfalls.« Er nippete an seinem Coffee-to-go aus Betty's Diner.

»Oh, ich weiß, dass sie im Dienst ist«, sagte ich. »Wollte sie nur ein bisschen aufziehen. Tut mir leid, aber ich kann nicht anders – ich liebe Hunde, und sie ist ein Juwel. So was seh ich.«

»Ja, sie ist ein braves Mädchen, was, Babs?«

»Babs?«, wiederholte ich, mir sträubte sich förmlich das Nackenfell. Was für ein lächerlicher Name für einen Polizeihund! Im Ernst, bei männlichen Schäferhunden würde sich das niemand erlauben. Die heißen alle Rex oder Maverick oder Ace.

»Eigentlich Kubaba.«

Oh nein, noch schlimmer, aber ich ließ mir nichts anmerken.

»Okay, hallo, Kubaba, freut mich, dich kennenzulernen«, sagte ich zu der Hündin, dann wandte ich mich wieder an ihren Partner und hielt ihm die Hand hin. »Ich heiße übrigens Vivi.«

Er schüttelte mir die Hand. »Und, bist du eine gesetzestreue Bürgerin?«

»Also jedenfalls nicht vorbestraft. *Noch nicht*«, antwortete ich lächelnd.

Aber dann bin ich schnurstracks nach Hause gegangen und habe den Namen Kubaba gegoogelt. Und jetzt weiß ich genug über Officer Hayashi, um keine Angst vor ihm zu haben. Er wird mich nicht wegscheuchen.

»Hi«, sage ich und trete an seinen Tisch. Er starrt auf sein Kreuzworträtsel und füllt sorgfältig mit blauer Tinte ein Kästchen aus. »Ich bin Vivi. Von neulich. Die Ihrem Hund unterstellt hat, dass er was ausgefressen hätte.«

Officer Hayashi hebt den Kopf und sieht mich an, als wolle ich ihn irgendwie austricksen. »Ich erinnere mich.«

»Kubaba«, fahre ich fort, »war die einzige sumerische Königin. Die einzige Frau in einer langen Reihe von sumerischen Herrschern.«

Ein Lächeln huscht über sein Gesicht. »Du hast ihren Namen nachgeschlagen, was?«

Schon komisch. Da gibt es jede Menge männliche Schäferhunde, die darauf dressiert sind, Verbrechern an die Kehle zu gehen, und was macht er? Gibt seinem Königsmädchen den Namen, den es verdient – ihnen allen ebenbürtig.

»Kann ich mich zu Ihnen setzen?«

Der Officer blickt sich um, sucht offensichtlich einen anderen freien Platz, nur um mich loszuwerden. Ich dagegen lächle freundlich und warte ab, bis er endlich klein beigibt. So wie sonst auch immer alle. Sein Blick wandert zu mir zurück. »Ja, klar *kannst* du das.«

Hmpf. Herablassender Seniorenspruch, auf den ich jetzt korrekterweise antworten müsste: »Ich meine natürlich, *darf* ich mich zu Ihnen setzen?« Stattdessen setze ich mich einfach auf den Platz ihm gegenüber und lasse meine Tasche neben mich fallen.

Und jetzt? Der gute Officer weiß nicht, was er mit mir anfangen soll.

»Bist du sicher, dass du nie was angestellt hast?«, fragt er. »Du scheinst mir der Typ dafür zu sein. Missachtung gesellschaftlicher Regeln und so.«

Ich lege theatralisch eine Hand auf meine Brust. »Ich doch nicht, Ehrenwort.«

Ich kann mir nur mühsam ein Lächeln verkneifen. Selbst wenn der Officer mich auf frischer Tat im Park ertappt hätte, in Wahrheit, das wette ich, ist er butterweich unter seiner rauen Schale. Als er sich wieder seinem Kreuzworträtsel zuwendet, öffne ich mein Skizzenbuch auf der Seite, auf der ich gestern Abend gearbeitet habe. Mein Inspirationswort ist oben hingekritzelt und fordert mich erneut heraus. *Wabi-sabi*: Ich wollte einen einfachen rosa Morgenmantel malen – Seide, am Saum unten aufgeraut. Aber irgendwie ging dann die Fantasie mit mir durch, und es wurde ein Mädchen mit einem Kleid aus Kirschblütenzweigen, deren rosa Blüten sich wie im Tanz fächerförmig ausbreiten.

Ich beginne auf der gegenüberliegenden Seite wieder von vorne, werfe ab und zu einen verstohlenen Blick auf meinen Tischnachbarn. Wenn Hayashi ein Lösungswort nicht weiß, kaut er am Ende seines Stifts herum und funkelt die Zeitung an, als ließe sich die Seite dadurch einschüchtern und lieferte ihm das richtige Wort.

»Hey, *doll baby*«, sagt Betty zu mir und füllt meinen Becher mit Kaffee. Ich trinke Kaffee nur wegen des Geschmacks, klar, denn Koffein ist echt das Letzte, was ich brauche. So bin ich nun mal – ich mache etwas, weil ich es mag, und nicht weil ich muss. »Und? Geht's heute mit den Waffeln weiter?«

Am ersten Morgen in Betty's Diner hatte ich mir einfach das Erstbeste auf der Karte bestellt – das Klassiker-Omelett –, was mich auf die Idee brachte, alles der Reihe nach auszuprobieren. Die Omeletts habe ich alle schon abgehakt. »Ja, bitte! Klingt definitiv köstlich.«

»Hier, Pete.« Betty stellt einen Teller vor den Officer. Spiegel-

eier und knuspriger Speck auf warmen Brötchen. Mmmm. Bis zu diesem Special bin ich noch nicht vorgedrungen.

»Also ...« Hayashi greift zur Gabel, »warum dieser Marilyn-Monroe-Look?«

Ich zupfe an meinen Locken. »Kein Marilyn-Monroe-Look. Ein Ich-Look.«

Er schaufelt das Essen in sich hinein, ohne auch nur hinzusehen. »Okay.«

Im Ernst, kann man nicht einfach mal was nur zum Spaß machen? Ich habe in den letzten Monaten ein bisschen zugenommen und die Kurven sind neu für mich. Also dachte ich mir: Jetzt – oder nie – ist der Moment, meine Haare platinblond zu färben und auf eine Länge zwischen Ohrläppchen und Schultern zu kürzen. Ich habe meine naturblonden Haare auf große Schaumwickler aufgedreht und das Ganze mit Dauerwellenflüssigkeit behandelt. Dabei weiß ich fast nichts über Marilyn. Wollte nur was mit meinen Haaren machen. Jetzt wippt die ganze Pracht auf meinem Kopf herum und fühlt sich gut an, ganz leicht und duftig, als würde ich sofort Ja schreien, falls mich irgendwelche Waldelfen zum Tanz bitten. Und wenn ich schon so marylinmäßige Haare habe, kann ich mir auch gleich noch rote Lippen malen und die Nägel lackieren.

Tierfarben dienen angeblich der Tarnung oder als Schutz – oder als Signal für potenzielle Räuber oder Paarungspartner. Ha! Vielleicht sind meine platinblonden Haare, die roten Lippen und rosigen Wangen alles auf einmal. Oder vielleicht schmücke ich mich einfach gern.

Als die Waffeln kommen, schiebe ich mein Zeichenbuch beiseite, um Platz zu schaffen, und stopfe mich voll. Umpf! Kohlenhydratparadies, golden, buttrig und mit Puderzucker bestäubt.

Officer Hayashi starrt auf mein aufgeschlagenes Skizzenbuch. Er tunkt mit einem Brötchenstück sein restliches weiches Eigelb auf. »Wabi-sabi. Weißt du, was das ist?«

»Wenn ich es richtig verstanden habe«, sage ich, um mein neu erworbenes Wissen auszubreiten, »ist das Wort unübersetzbar. *Wabi* kann rustikal oder stark oder vergänglich bedeuten. Und *sabi* verblichen oder so ähnlich. Oder verblasst. Alt. Beide Wörter zusammen bedeuten, dass man die Schönheit im Einfachen erkennt, in der Natur. In flüchtigen Momenten und sogar im Verfall. Glaube ich jedenfalls.«

Der Officer nimmt seinen Becher und kippt den letzten Rest Kaffee hinunter. »Wo hast du das gelernt?«

»Von meiner Freundin.« Kann ich Ruby noch als Freundin bezeichnen? Ihr Bild drängt sich in meinen Kopf, ihr tiefroter Lippenstift, der schwarze Pony, und mir wird schwindlig vor Sehnsucht nach ihr, vor Sehnsucht nach ihrer ganzen Familie. »Ihre Mom hat letztes Frühjahr eine tolle Mixed-Media-Ausstellung gemacht, um die japanischen Schönheitsideale, mit denen sie aufgewachsen ist, und die westlichen Kunsttheorien, die sie am College studiert hat, miteinander zu vergleichen.«

Bevor er etwas sagen kann, deute ich seufzend auf das wirbelnde Kirschblütenkleid. »Ich versuche gerade, ein paar von diesen Vorstellungen in Mode umzusetzen, aber ich bin mir nicht sicher, ob ich sie mit meinem persönlichen Schönheitsbegriff in Einklang bringen kann. Ich liebe kreative, gewagte Mode, also werde ich mich wohl mehr auf Street Style verlegen, wenn ich endlich mal nach Japan komme. Waren Sie schon mal dort?«

»Nein, war ich nicht. Aber ...« Er zögert, zieht seinen Geldbeutel heraus. »Ich wollte immer mal den Kinkaku-ji sehen.«

»Den Goldenen Pavillon?«

Er nickt. »Meine Mutter hat immer voller Ehrfurcht davon gesprochen.«

»Warum sind Sie dann nie hingefahren, wenn Sie es doch gern möchten?«

»Ach, du weißt schon. Das Leben.« Damit setzt er seine abgetragene Basecap auf, steht auf und verschwindet ohne ein weiteres Wort.

Ich folge ihm wenig später, weil mein Morgenprogramm noch einen zweiten Zwischenstopp vor der Arbeit vorsieht.

Verona Cove liegt etwas oberhalb des Meeresspiegels, und wenn man auf einer der Straßen nach Westen geht, egal auf welcher, landet man unweigerlich bei den Felsklippen. Einige davon fallen steil ins Meer ab, andere laufen zum Strand hin aus.

Wahrscheinlich hatte ich mir die kalifornische Küste immer voller Surfer vorgestellt, die sich Hals über Kopf in die Wellen stürzen, dazu jede Menge leuchtend bunte Sonnenschirme am Strand. Aber hier ist es still, nur das Rauschen der Brandung und das Geschrei der Vögel sind zu hören. Ich stehe auf der Klippe im Nebel, der vom Ozean fast senkrecht zu mir aufsteigt, und selbst nach einer ganzen Woche wirft mich der Anblick jedes Mal wieder um. Die Natur stellt alles in den Schatten, selbst die besten Architekten, Designer und Künstler lässt sie wie armselige Amateure aussehen. Ich platze fast vor Glück, dass ich das hier erleben darf, das blaue Himmelsgewölbe, die schaumgekrönten Wellen, die rissige Erde unter meinen Füßen!

Ich habe mir schon gedacht, dass die Vögel wieder in meiner Nähe herumhüpfen werden, und ein paar Waffelreste von meinem Frühstück eingesteckt. Sie picken die Bröckchen am Boden auf, während ich in meiner Tasche nach etwas wühle, das ich hier los-

werden will. Ich habe zwei grellorange Fläschchen dabei, muss also aufpassen, dass ich das richtige erwische.

Die Tabletten fühlen sich glatt an. Ich fingere eine davon langsam heraus. Sobald sie in meiner Hand liegt, richte ich mich auf, weil ich aus Erfahrung weiß, wie viel Kraft man beim Werfen dieser winzigen Tablette aufbringen muss. Ich lasse meinen Arm vorschnellen und öffne die Hand.

Die Tablette fliegt über die Klippe, und ich stelle mir das leise Pling vor, mit dem sie im Wasser auftrifft. Vielleicht ist ein Fisch in der Nähe, der sie erspät, und sein rundes Maul bricht aus dem Wasser hervor, um sie zu verschlingen, und falls er in letzter Zeit psychische Probleme hatte, falls er seine Höhen und Tiefen nicht mehr in den Griff bekam, wird es ihm jetzt besser gehen! Willkommen im Club.

Ich kehre dem Ozean den Rücken und mache mich auf den Weg zum Töpferladen. Einen besseren Sommerjob hätte ich mir nicht wünschen können. Ich muss keine Uniform tragen, kann beobachten, wie Kunst unter den Händen anderer Leute entsteht, was mich ein bisschen zum Voyeur macht – ein Blick in fremde Seelen. Magisch ist das. Krass.

Mein Job ist ein echter Glücksfall, so viel steht fest. An meinem zweiten Tag hier saß ich auf der Bank vor dem Laden, weil ich ein bisschen darin stöbern wollte, sobald er aufmachte. Und als die Besitzerin endlich erschien – eine geschlagene Stunde nach der offiziellen Öffnungszeit –, hatte ich meinen ganzen Bleistift für Kleiderskizzen aufgebraucht. Whitney, so heißt die Töpferin, strahlt eine ungeheure Wärme und Energie aus, und sie hat die schönsten Locken, die ich je gesehen habe. Tausende davon, ganz kleine. Ich konnte kaum meine Augen von ihrem Haar lassen, das der liebe Gott persönlich geschaffen haben muss, mit einem

Lockenstab so dünn wie ein Zweier-Bleistift. Sie sprudelte Entschuldigungen und Erklärungen hervor – dass sie letzte Nacht völlig in einer Töpferarbeit versackt sei und deshalb wieder mal verschlafen habe.

Danach saßen wir eine Stunde zusammen, ich bemalte eine Schale für Mom, und Whitney ordnete ihre Farbglasuren in einem schönen leuchtenden Regenbogen an. Sie hörte nicht auf, sich zu entschuldigen, obwohl ich ihr versicherte, der Schlaf und ich seien nur flüchtige Bekannte. Dann könne ich doch vormittags den Laden übernehmen, scherzte sie, damit sie endlich mal ausschlafen könne. »Oh, das trifft sich gut«, antwortete ich prompt. Ich sei nämlich gerade auf der Suche nach einem Sommerjob. Whitney hörte auf zu lachen und wollte wissen, ob das mein Ernst sei. Sie könne mir allerdings nicht sehr viel bezahlen. Was soll ich sagen? Wie meine Antwort ausfiel, ist ja wohl klar, denn hier bin ich und krame die Ladenschlüssel aus meiner Tasche.

Als ich in die High Street einbiege, sehe ich, dass jemand auf der Bank vor dem *Fired Up* (so heißt der Töpferladen) sitzt – ein kleines Mädchen mit rosa Turnschuhen und daneben ein Typ in meinem Alter mit dunklem Haar. Selbst von Weitem sehe ich, dass sein Haar nicht wirklich gestylt ist, sondern einfach lange Zeit keinen Friseur mehr gesehen hat – irgendwie verwuschelt, mit einem Ansatz von Locken. Superschön, diese Haare – wenn ich solche Haare hätte, würde ich sie niemals schneiden lassen oder färben oder überhaupt irgendwas damit machen.

Die beiden sind in ein Gespräch vertieft, während ich auf sie zugehe. Das kleine Mädchen baumelt mit den Beinen. Der Typ ist siebzehn oder achtzehn – zu jung, um ihr Dad zu sein –, aber man kann ihn sich irgendwie gut als Papa vorstellen. Vielleicht, weil er so tiefe Ringe unter den Augen hat. Oder wegen seiner knittrigen

Khakihose und dem dunkelblauen T-Shirt mit Brusttasche. Das ist weder ein cooles noch ein uncooles Outfit, es wirkt einfach nur praktisch. Alles an ihm verrät, dass der Junge zu viel um die Ohren hat, um zu merken, wie süß er ist.

»Guten Morgen«, sage ich. Die beiden starren mich an, als wäre ich eine Comicfigur, die plötzlich zum Leben erwacht ist.

»Hey.« Der Typ steht abrupt auf und das kleine Mädchen folgt seinem Beispiel.

»Seid ihr zum Malen hier?«

»Ja«, antwortet er. Die Kleine nickt.

»Okay, dann kommt mit.« Ich winke sie mit einer Hand herein, während ich mit der anderen immer noch nach dem Schlüssel kramte. Dabei schenke ich ihnen mein charmantestes Lächeln, um sie ein bisschen aus der Reserve zu locken. Verlegen schweigen ist nicht mein Ding, das passt einfach nicht zu mir. Ich führe lieber Selbstgespräche, als mich von peinlichen Pausen verschlingen zu lassen.

Ich halte den beiden die Tür auf und lasse sie eintreten. »Seid ihr von Verona Cove oder nur in den Ferien hier?«, frage ich, weil mir nichts Besseres einfällt.

Der Typ räuspert sich. »Von hier.«

»Oh, gut.« Die Tür fällt hinter uns zu und ich knalle meine Tasche auf die Theke. »Wisst ihr, ob die Polizei hier sehr streng ist? Ich meine, zu Ersttättern. Die sich, ähm, vielleicht mit illegaler Street Art am heimischen Pflanzenbestand vergriffen haben? Ich frage natürlich nicht für mich, sondern für eine Freundin.«



2

Jonah

Eines Tages bringe ich ihn noch um, diesen verdammten Wecker. Ich lasse mich nie von meinem Handy wecken, weil es sonst vielleicht eines Tages noch aus meinem Dachzimmerfenster fliegt. Jeden Morgen dieses gnadenlose Schrillen, sodass ich das blöde Ding in Gedanken jedes Mal abfackle. Ich werfe es in einen riesigen Kochtopf und stecke es in Brand. Sehe lachend zu, wie es zusammenschmilzt. Und wenn ich mal nicht ganz so kaputt bin (was selten vorkommt), gebe ich meinem Wecker hinterher ein feierliches Wikinger-Begräbnis.

Meine Füße tapen die Treppe hinunter. Muss. Kaffee. Aufsetzen. Dann Duschen, Berge von Wäsche, Spülmaschine ausräumen, arbeiten. Bevor ich zu Schritt eins komme, fange ich aus dem Augenwinkel eine Hüpfbewegung in der Küche auf, die mich ausbremst.

»Jonah! Heute, heute, heute!« Leahs Füße trommeln bei jeder zweiten Silbe auf den Boden. Sie ist schon angezogen, einschließlich ihrer rosa Turnschuhe. Ich war elf, als sie auf die Welt kam,

und manchmal kann ich es kaum fassen, dass sie jetzt schon groß genug ist, um sich selbst die Schuhe zuzubinden.

»Was ist heute?«

Ihr Strahlen verblasst ein bisschen. »Ich darf doch zum Keramikmalen. Ich hab auch alle meine Hausaufgaben gemacht, und du hast es versprochen.«

Shit. Das habe ich tatsächlich versprochen.

Leah verschränkt die Arme. »Letzte Woche, am Mittwoch oder vielleicht auch am Donnerstag, hast du gesagt, du gehst mit mir am Montag hin. Und heute ist Montag. Also.«

»Ja, stimmt.« Ich bin noch nicht wach genug, um mir zu überlegen, wie das gehen soll. Um elf muss ich im Restaurant sein, und meine älteren Geschwister sind schon arbeiten. Aber ich will auf keinen Fall Isaac und Bekah in den Töpferladen mitnehmen. Die beiden sind nicht nur wie Feuer und Wasser, sondern wie Öl in der heißen Bratpfanne. Wenn sie in Streit geraten, zischt und faucht es nur so, und manchmal verbrennen sie sich dabei. Gestern Morgen gab es wieder ein Riesengeschrei, weil alle beide vor dem Fernseher sitzen wollten. Bekah wollte Isaac ein Kissen an den Kopf knallen und hat dabei eine Vase zertrümmert. Ich habe ihnen Hausarrest erteilt. Ich weiß echt nicht, was das bei einem Achtjährigen und einer Elfjährigen genau bedeutet, aber ich hatte das Gefühl, endlich ein Machtwort sprechen zu müssen.

»Gehen wir?«, fragt Leah.

»Ja, okay.«

»Juhu! Juhu! Juhu!«

Ich nehme einen Becher aus dem Schrank. »Willst du Haferflocken?«, frage ich Leah.

»Ich will Erdnussbutter-Toast mit Banane, aber Bekah hat mir das Brot nicht getoastet.«

»Wie wär's mit Erdnussbutter-Porridge mit Bananen?«

Leah verzieht das Gesicht.

»Na gut. Dann eben Toast.« Ich lenke meine Hände also in Richtung Brotlaib um und lasse eine Scheibe in den Toaster fallen. Dann gebe ich Leah eine Banane und ein stumpfes Messer. Sie nimmt das Messer in die rechte Hand und hält die Banane mit der linken fest, biegt dabei die Fingerkuppen nach innen, wie ich es ihr gezeigt habe. Ich selbst habe es so von Dad gelernt, in seiner Restaurantküche. Er hat mir auch gezeigt, was passiert, wenn man seine Fingerspitzen nicht auf diese Weise schützt. Es war eine hochdramatische Demonstration, bei der jede Menge Ketchup-Blut floss. Ich war damals neun. Und es war die tollste Show meines Lebens.

Das Brot ploppt hoch und ich drücke es für Leah flach, die sorgfältig Erdnussbutter draufstreicht. Mit einem glücklichen Lächeln sagt sie: »Ich male einen Kaffeebecher für Mom an, wenn ich im Töpferladen bin.«

»Gute Idee.« Ich schenke mir Kaffee ein. Hinter uns schlendert Isaac in die Küche, mit einem aufgeschlagenen Buch vor dem Gesicht. Isaac kann problemlos im Gehen lesen, sogar besser als jeder andere im Sitzen. Mein kleiner Bruder schafft es, mit schlafwandlerischer Sicherheit Straßenschilder zu umrunden, Treppen hinaufzusteigen und Passanten auszuweichen. Als er uns jetzt anschaut, spiegelt sich die Kühlschrantür in seinen Brillengläsern.

»Hast du was von Keramikmalen gesagt?«

»Ja, *wir* gehen hin«, sage ich.

»Ja, ja, ja!«, ruft Leah.

»Cool. Ich komm mit.«

»Nein. Du hast Hausarrest. Und schau mal auf den Arbeitsplan. Wer hat alle seine Aufgaben Woche für Woche in diesem Monat erfüllt?«

Isaac blinzelt den Plan an und sucht nach einer Ausrede. »Na ja ... nur Leah. Aber das ist ungerecht. Sie kriegt immer die leichten Jobs, weil sie die Kleinste ist. Wäsche zusammenlegen und Tisch decken, das kann doch jeder.«

Leah funkelt ihn an. Ich würde Isaac am liebsten voll in den Arm zwicken, beherrsche mich aber. »Leah ist erst fünf. Sie macht, was sie kann, und ich muss ihr nie was zweimal sagen.«

Solange Mom für den Arbeitsplan zuständig war, hat niemand aufgemuckt. Unser Arbeitsplan, das ist eine laminierte Tabelle mit unseren sechs Namen am linken Rand. Mom hat unseren Acht-Personen-Haushalts-Kalender mit allen unseren Aktivitäten und Veranstaltungen darauf gemanagt. Am Montagmorgen hat sie uns immer Waffeln gebacken, um uns den Wochenbeginn zu versüßen. Pünktlich am 31. Dezember wurde der Weihnachtsschmuck weggeräumt. Aber das war früher, bevor aus uns ein Sieben-Personen-Haushalt wurde.

Mein Dad war sehr groß, alles an ihm. Sein Körper, sein Lachen, seine Persönlichkeit. Wenn ich mir jetzt Fotos von uns ansehe und mir klarmache, dass er nicht mehr da ist, gerät das ganze Bild aus dem Gleichgewicht. So wie wir.

Dad hat oft im Spaß gesagt, dass er noch seinen Kopf zu Hause liegen ließe, wenn Mom ihn nicht jeden Morgen annähen würde. Ich war damals noch klein und starrte nur fasziniert auf Dads Hemdkragen, weil ich die Frankenstein-Naht an seinem Hals sehen wollte. Dann ist er gestorben, und Mom war ohne ihn genauso verloren wie er ohne sie. Sie bleibt jetzt fast immer in ihrem Zimmer. Manchmal stelle ich mir vor, wie sie ihrem Herzen zuflüstert: Na los, schlag, schlag, schlag. Und ihrer Lunge: ein, aus. Ein, aus. Als ob sie ihre ganze Zeit und Kraft braucht, um einfach nur zu existieren.

Ich gehe die Treppe hinauf, und Bekah ruft mich aus dem Zimmer, das sie mit Leah teilt. Sie liegt auf den Knien und wühlt die unterste Schublade ihrer Kommode durch. »Hast du meine dunkelblaue Shorts gesehen?«

»Nein. Oder warte mal – vielleicht. Kann sein, dass sie in der Wäsche ist.«

»Oh neeiiiiin!« Mindestens die Hälfte von Bekahs Interaktionen mit mir besteht aus Stöhnen. Sie ist elf, was in meiner Erinnerung kein so schwieriges Alter war, wie es bei ihr der Fall zu sein scheint. »Die wollte ich heute anziehen.«

»Dann wasch deine Sachen doch selber.«

Erneutes Stöhnen, dann stampft sie zum Schrank. Ich trinke einen Schluck Kaffee. In solchen Momenten kann er mir gar nicht bitter genug sein.

»Was ist los?«, antwortet Silas hastig, als ich seine Nummer wähle. Mein älterer Bruder arbeitet im »Cove Coffee« als Schichtleiter, und ich höre die vertrauten Geräusche im Hintergrund – surrende Milchaufschäumer, abgehackte Stimmen.

»Besteht irgendwie die Chance, dass du heute früher aufhören kannst?«

»Was? Ich hab extra die Frühschicht genommen, damit ich rechtzeitig zu Hause bin, wenn du mittags ins Restaurant musst.«

»Ich weiß. Habe nur blöderweise vergessen, dass ich Leah wo hinbringen muss.«

»Kannst du Bekah und Isaac nicht mitnehmen?«

Klar, könnte ich. Nur würde ich sie vielleicht irgendwo am Straßenrand stehen lassen wie zwei alte Verandamöbel. Mit einem Pappschild um den Hals: Zu verschenken. Bitte bedienen Sie sich.

»Ich habe ihnen gestern Hausarrest erteilt.«

Am anderen Ende der Leitung entsteht eine Pause. Die Stille

hallt von den Argumenten wider, die wir schon so oft durchgespielt haben. *Was, wenn Isaac auf die Idee kommt, ein wissenschaftliches Experiment zu machen, oder Bekah sich mit ihren Freundinnen im Schwimmbad trifft, ohne etwas zu sagen? Würde Mom es auch nur merken? Vielleicht würde sie das ja endlich mal aufrütteln. Oder es wäre ihr egal.* Eigentlich absurd: Wir tun gerade so, als müssten wir zwei Kleinkinder allein zu Hause lassen. Dabei ist Bekah schon elf. »Dann lass sie zu Hause und sag Mom Bescheid. Da passiert schon nichts.«

Damit legt er auf, und ich fürchte mich vor meiner nächsten Aufgabe. Wann fing das eigentlich an, dass ich mir wie der Wärter einer eingesperrten Leidenden vorkomme?

Ich bleibe vor der Tür stehen, die einen winzigen Spaltbreit offen ist, bevor ich sie ganz aufstoße. Seit Dads Tod hat Mom mehr Zeit hinter dieser Tür verbracht als je zu seinen Lebzeiten. An guten Tagen ist es, wie ich aus Erfahrung weiß, eine Frage der Zeit, bis sie sich zum Aufstehen überwindet. An schlechten habe ich das Gefühl, mit ansehen zu müssen, wie sie im Zeitlupentempo dahinsieht.

»Mom?«

Ihr Kopf bewegt sich in meine Richtung und sie lächelt schwach. Ich bin jedes Mal wieder von Neuem geschockt, wie dieses Dahinvegetieren im abgedunkelten Zimmer ihr Gesicht ausbleicht. Früher waren ihre Wangen rot vom vielen Lachen, vom Herumtoben im Garten mit Leah und Isaac. »Hey, Jonah.«

»Hey.« Ich trete ein bisschen näher, aber nicht nahe genug, um mich auf ihr Bett zu setzen. »Ich muss mit Leah zum Keramikmalen, hab's ihr versprochen. Silas arbeitet bis zehn, also muss ich Isaac und Bekah ein, zwei Stunden hierlassen.«

»Okay.« Sie wälzt sich herum und sieht mich an. »Tut mir leid,

dass ich nicht aufgestanden bin, um Frühstück zu machen. Ich bin heute einfach zu müde.«

Heute, und an jedem anderen Tag in den letzten sechs Monaten. Nur sonntags steht sie meistens auf, um in die Kirche zu gehen. Ihre Entschuldigungen – nichts als Ausreden. So wie ihre Fragen. Kannst du bitte so nett sein und Lunchpakete für die Kleinen machen? Ach, und Bekah muss zum Fußballtraining – bringst du sie hin? Mom fragt immer, sagt immer Danke. Obwohl ich es sowieso die ganze Zeit mache. Und das weiß sie auch.

»Ich kümmere mich drum, keine Sorge.«

Es wäre zwecklos, ihr Schuldgefühle zu machen. Sie kann ja nichts dafür, dass es ihr so schlecht geht. Ich allerdings auch nicht, keiner von uns. Uns bleibt nur eine Möglichkeit: nicht alles noch schlimmer zu machen, als es sowieso schon ist.

»Danke, Jonah.« Ihr Lächeln wirkt fast echt. »Was würde ich ohne dich anfangen?«

Das weiß ich ehrlich gesagt auch nicht. Bei aller Dankbarkeit, die Mom uns zeigt, müsste ihr doch klar sein, dass wir seit Monaten ihren Job machen. Wir drei älteren Geschwister versuchen, beide Eltern zu ersetzen, und das tagedein, tagaus. Ich würde Mom am liebsten wachrütteln, wenn sie nicht so zerbrechlich aussähe.

Ich zieh mir dieselben Klamotten über, die ich gestern schon anhatte, und werfe einen Blick in den Flurspiegel. Oh, Mann, meine Haare ... sehen die echt so schlimm aus? Na ja, kein Wunder, ehrlich gesagt. Das letzte Mal war ich beim Friseur, als Candice Michaels mich einfach von der Straße weg in ihren Salon zerzte. Wie einen streunenden Hund.

»Und benehmt euch gefälligst, solange ich weg bin«, hämmere ich den Kleinen ein. »Okay? Wenn ich mitkriege, dass ihr euch gestritten habt, marschiere ich schnurstracks ins *Fired up* zurück

und schmeiße deine ganze Nagellacksammlung ...« Ich funkle Bekah an. »... und deine Lieblingsbücher ...« Das gilt natürlich Isaac. »... in den Brennofen.« Meine Drohung scheint nicht sehr überzeugend zu sein.

Bekah verdreht nur die Augen, Isaac schaut nicht mal von seinem Buch auf. Und irgendwo am Rand meines Sichtfelds tanzt Leah im Zimmer herum. Sie kann ihre Aufregung kaum noch zähmen, sie muss damit im Wohnzimmer herumwirbeln.

Wir haben einen Transporter, aber der wird nur für weitere Fahrten benutzt – zum Einkaufszentrum, um neue Kleider für den Schulanfang zu kaufen, oder wenn wir mal einen Film in einem Cineplex anschauen wollen statt in dem winzigen Kino in unserem Ort. Naomi, meine große Schwester, fährt meistens mit dem Transporter zu ihrem Praktikum. Das ist okay für uns andere, weil wir in Verona Cove alles zu Fuß erreichen können. Leah muss für jeden Schritt, den ich mache, zweimal hüpfen. Unterwegs begegnen wir Mrs Albrecht und Edgar, einem Pudel, der ihr so ähnlich sieht, dass ich mich manchmal frage, ob sie nicht in Wahrheit blutsverwandt sind.

»Hi, *ihr beiden*«, sagt sie. Wir winken, und Leah tätschelt Edgars Kopf. Auf der linken Seite stampft ein Power-Walking-Paar in verschärften Workout-Klamotten vorbei, ohne uns zu grüßen. In Verona Cove gibt es zwei Kategorien von Bewohnern: Touristen und Einheimische. Leah und ich sind Ortsansässige in der dritten Generation.

Ich will nicht behaupten, dass es da regelrechte Grabenkämpfe gibt. Das wäre übertrieben. Die Einheimischen leben schließlich von den Touris – wir mögen sie sogar. Und die Touris *liiiieben* Verona Cove. So klingt das bei den meisten. Die Einheimischen lieben Verona Cove natürlich auch, aber so wie man die Luft liebt.

Wir müssen nicht die ganze Zeit davon schwärmen. Wir haben es im Blut. Wir bestehen daraus.

Beim »Cove Coffee« legen wir einen Zwischenstopp ein – ich, um noch einen Kaffee zu trinken, und Leah, weil sie es so spannend findet, Silas beim Arbeiten zuzusehen.

»Hey«, sagt er und reicht mir einen Becher schwarzen Kaffee. »Hast du's geregelt?«

»Habe sie dagelassen. Ist nur für ein, zwei Stunden. Wir werden ja sehen, wie es läuft.«

»Ich kann gar nichts sehen!«, beschwert sich Leah, und ich hebe sie hoch. Für sie ist es das Höchste, einen Blick hinter die Kulissen zu werfen, egal wo. Silas sprüht Schlagsahne auf ein Getränk, dann Schokosauce, und Leah klatscht aufgeregt in die Hände. Er arbeitet schon ziemlich lange hier, aber sie ist jedes Mal total begeistert. Ihr großer Bruder hinter einer Kaffeetheke! Silas schiebt grinsend eine winzige Tasse über den Tresen. Heiße Schokolade. Leah quietscht vor Freude, aber Silas hält einen Finger an den Mund und zwinkert ihr zu. Leah ahmt ihn nach, zwinkert übertrieben, indem sie ihr Auge viel zu lange zukneift.

Ein Psychologe würde vielleicht sagen, dass wir sie zu sehr verhätscheln, weil sie das Nesthäkchen in unserer Familie ist. Aber das ist nicht der einzige Grund – Leah ist einfach unwiderstehlich süß.

Auf dem Weg zum *Fired Up* trinke ich meinen Kaffee und Leah schlürft ihre heiße Schokolade. Wir setzen uns auf die Holzbank vor dem Laden und schmieden Pläne für den Sommer. Ich will meine Beurre blanc perfektionieren und weiter am Strand joggen, damit ich keinen Herzinfarkt bekomme, so wie Dad. Aber das sage ich Leah natürlich nicht. Ihr erzähle ich nur, dass ich ein paar neue Rezepte ausprobieren und ein super Läufer werden will. Leah möchte ganz oft in die Bibliothek gehen, einen Enten-Comic an-

schauen und eine Sandburg bauen, die größer ist als die vom letzten Jahr. Wir malen uns gerade aus, wie die Burg aussehen soll, als ich plötzlich rechts von mir eine Gegenwart spüre.

»Guten Morgen!« Das Mädchen, das auf uns herunterschaut, hat weißblondes Haar und Lippen so rot wie Maraschino-Kirschen. Sie gleicht in nichts den Mädchen aus meiner Schule. Und sie lächelt so ... strahlend. Sie hat definitiv kein Problem damit, in unserer Gegenwart fröhlich zu sein.

»Hey.« Ich stolpere fast, so schnell springe ich auf.

»Seid ihr zum Malen hier?« Das Mädchen deutet mit dem Kinn auf die Ladenfront.

Leah neben mir nickt und ich überschlage mich geradezu vor Gesprächigkeit. »Ja.«

»Na, dann kommt rein.« Das Mädchen grinst und winkt uns herüber.

Während wir darauf warten, dass sie die Tür aufschließt, schaue ich zu Leah hinunter. Vielleicht kennt sie dieses Mädchen, wenn sie hier arbeitet. Sie muss doch in Verona Cove wohnen? Aber Leah würdigt mich keines Blickes, sie ist viel zu sehr abgelenkt.

Das Mädchen hält die Tür auf und Leah und ich gehen in den Laden. »Seid ihr von hier oder nur in Ferien da?«

»Von hier.«

»Oh, gut.« Sie klatscht in die Hände, während die Tür hinter uns zufällt, und stellt ihre Tasche ab. »Wisst ihr, ob die Polizei von Verona Cove sehr streng ist? Ich meine, zu Ersttättern. Die sich, ähm, vielleicht mit illegaler Street Art am heimischen Pflanzenbestand vergriffen haben? Ich frage natürlich nicht für mich, sondern für eine Freundin.«

Ich öffne den Mund, um etwas zu sagen – obwohl mir absolut nichts einfällt. Aber das Mädchen lacht und winkt Leah zu sich.

»Hey, tut mir leid, ich falle mal wieder mit der Tür ins Haus. Also, eins nach dem anderen. Malen. Runterkommen. Ihr seid heute Morgen die glücklichen Gewinner. Und als Preis dafür, dass ihr so früh aufgestanden seid, dürft ihr euch die besten Plätze im Laden aussuchen. Ach, ist das toll, dass ich um diese Zeit schon zwei Kunden habe. Was jetzt aber nicht heißen soll, dass ich nicht gern mit mir allein wäre. Ich kann mir nämlich keine bessere Gesellschaft vorstellen als mich selbst.«

Das Mädchen plappert weiter, während Leah sich den einzigen Tisch aussucht, der in einem Streifen Sonnenlicht liegt. Ich folge ihr, schaue zu, wie das schöne blonde Mädchen im Hinterzimmer verschwindet. Sie erinnert mich an eine Zitronen-Baiser-Torte. Sonnig, frisch, süß. Als sie wieder auftaucht, streift sie eine kleine rosa Schürze über Leahs Kopf und bückt sich, um sie ihr im Rücken zuzubinden. »Und wie heißt du?«

Leah sieht mich an. Das macht sie oft, fragt mich mit den Augen um Erlaubnis. Ich nicke, wie immer. Sie braucht kein Okay von mir, um mit anderen Leuten zu reden. Als Leah stumm bleibt, nickt das Mädchen auch. »Du bist zu klug, um mit Fremden zu reden, was? Ich konnte das nie, als ich noch klein war. Jetzt auch noch nicht, aber wenn man erst mal einen Job hat, geht das als Kundenservice durch.« Ihre kirschroten Lippen bewegen sich schnell, trennen und schließen sich bei jeder Silbe. Sie gibt Leah die Hand: »Ich bin Vivi. Ich bin sechzehn, fast siebzehn, und gerade erst für die Sommerferien hier angekommen. Ich wohne im Los Flores Drive. Meine Lieblingsfarbe ist Blau, ich mag Hunde und Eis und Lachen – so laut, dass ich mir fast in die Hose pinkle.«

Leah presst ihre Lippen ganz fest zusammen, um ein Lächeln zu unterdrücken. Das Mädchen – Vivi – schaut triumphierend. »Na also, jetzt bin ich keine Fremde mehr. Du weißt ganz viel über

mich, und sogar was ziemlich Peinliches. Aber du musst mir deinen Namen nicht sagen, wenn du nicht willst.«

»Ich bin Leah.« Meine kleine Schwester nimmt Vivis Hand nur ganz kurz, kaum ein richtiges Händeschütteln.

»Hi, Leah. Freut mich, dich kennenzulernen. Und was ist mit dir, *cutie pie*?« Vivi betrachtet mich mit schiefgelegtem Kopf und ein paar runde Locken hüpfen an ihrem Hals auf und ab. Hat sie wirklich gerade *cutie pie* gesagt? Die Einzige, die sich das traut, ist Betty. Und Betty ist über sechzig und kennt mich, seit ich auf der Welt bin. »Oder bist du auch schüchtern gegenüber Fremden?«

»Jonah«, sage ich mit tiefer Stimme, zum Beweis, dass ich ein Kerl bin. Und kein Zuckerschnütchen.

Ihr Lachen klingt wie Windspielklimpern. Aber warum lacht sie überhaupt? Was ist so komisch an meinem Namen? Vivi stellt sich auf die Zehenspitzen, um mir auch eine Schürze über den Kopf zu streifen.

»Oh, ich male nicht. Ich bin nur der Bruder.«

»Red keinen Blödsinn, Jonah«, sagt Vivi. Sie tritt hinter mich und bindet mir die Schürze im Rücken zu, so wie sie es bei Leah gemacht hat. Nicht dass mir das unangenehm wäre, im Gegenteil. Dann begutachtet sie mich lächelnd und wendet sich wieder Leah zu. »Hey, ich glaube, die Farben rufen nach dir. Und an deiner Stelle würde ich mich so richtig damit austoben. Es gibt sechsundachtzigtausend Farben, und ich wette, du kannst mindestens die Hälfte davon gebrauchen. Je mehr, desto besser.«

Leah wählt so viele Farben aus, wie ihre kleinen Hände fassen können, dann nimmt sie sich zwei Becher. Ich soll offenbar auch einen bemalen. Ich tauche einen Pinsel in dunkelblaue Farbe. Leah beugt sich über ihren Becher, ist sofort in ihre Arbeit vertieft. Ich streiche mit einem breiten Pinsel über den Becher, methodisch, im-

mer und immer wieder. Als Vivi zurückkommt, stellt sie eine Rolle Küchenkrepp und ein Einmachglas mit sauberem Wasser auf den Tisch. Dann setzt sie sich auf den Stuhl neben mir. Diesmal muss ich unbedingt als Erster den Mund aufkriegen, wenn ich nicht wie der letzte Dorftrötel überkommen will. »Und wie findest du Verona Cove bis jetzt?«

»Ähm, ehrlich gesagt, bin ich heiß verliebt. Ich war auf riesige Strandhäuser und Hotelburgen gefasst, aber hier ist zum Glück nichts so protzig und seelenlos, kein zwanghaftes Touri-Paradies. Stattdessen lauter romantische alte Häuser und B&Bs. Echt schön.«

Ich schüttle den Kopf, den Blick auf meinen Becher gerichtet, und fülle die dickwandige Keramik mit flachen blauen Strichen aus. »Ja, die Stadt erteilt nur Baugenehmigungen für neue Einfamilienhäuser, die nicht über hundert Quadratmeter groß sind. Hotels dürfen auch nicht gebaut werden, nur B&Bs.«

Blinzelnd nimmt Vivi diese Infos in sich auf. Oh, was bin ich für ein Blödmann. Ich könnte mich in den Hintern treten, ehrlich. Dieses Mädchen beherrscht vermutlich drei Sprachen und hat einen coolen Freund oder eine akustische FP-Rock-Gitarre. Oder beides. Und ich verbreite mich hier über Baugenehmigungen?

»Wirklich? Das ist ja stark.« Ihre Wimpern hören auf zu flattern. Tiefschwarz verharren sie jetzt über ihren blauen Augen. He, Moment mal, hat sie gerade stark gesagt? Ohne einen Hauch von Sarkasmus? »Ich bin wahnsinnig gespannt auf die Geschichte von Verona Cove, weil hier alles so anders ist als überall sonst, wo ich je war. Und ich will natürlich wissen, warum – und wie es so geworden ist. Verstehst du, was ich meine?«

Alles in mir schreit: *Ja, schönes Mädchen, ich weiß genau, was du meinst. Ich verstehe dich bis in die tiefsten Winkel deines Herzens. Wir sind seelenverwandt.* Aber was macht der verdammte Trötel, der ich nun

mal bin? Zuckt die Schultern und verkündet: »Ich wohne schon mein ganzes Leben hier.«

»Und du bist ein echter Glückspilz, das kannst du mir glauben. Besser als 'ne Sechs im Lotto. Ich meine, wer hat schon die Chance, seine Kindheit an so einem Ort zu verbringen? Im Ernst, es muss genial sein, hier zu leben, wo dich alle kennen und die Leute sich deinen Namen merken, nachdem du ihn nur einmal gesagt hast.«

Holy Shit! Wo in aller Welt lebt dieses Mädchen, dass die Leute sich nicht an sie erinnern? New York wahrscheinlich. »Und wo kommst *du* her?«

»Von überall und nirgends. Seattle, zuletzt. Und am längsten. Ich bin dort geboren, dann sind wir nach Boulder gezogen, aber ein Jahr später wieder zurück nach Seattle. Von dort sind wir nach Utah gegangen, dann eine Weile nach San Francisco und wieder zurück nach Seattle. War ziemlich lange dort. Bis wir hierhergekommen sind.«

»Seattle. Dort regnet es viel.« *Wow, Jonah, das läuft ja super. Du bist der Smalltalker des Jahres.* Genau: Ich zähle einfach weiter die wichtigsten Fakten über amerikanische Städte auf, bis sie so geblendet von meinem Esprit ist, dass sie mit mir ausgehen will.

Erstaunlicherweise grinst sie. »Ja, stimmt. Aber das Gegenteil ist auch wahr. Und das wird immer verschwiegen. Die Regenzeit mag ja ziemlich öde sein, aber dafür sind die Sonnentage schöner als überall sonst.«

»Du wohnst also im Los Flores? Welches Haus?«

»Das ultramoderne. Richard, der Besitzer, ist der beste Kunde meiner Mom, und weil er den Sommer über in China ist, dürfen wir dort wohnen. Er meint, der Seeblick würde Mom inspirieren, und da hat er absolut recht.« Sie beugt sich ein wenig vor und legt

eine Hand an den Mund. »Außerdem ist er Single, und unter uns gesagt, ich glaube, er ist scharf auf sie.«

Ich spüre, dass mich etwas am Ärmel zupft, und schaue auf Leahs Becher, den sie mir zur Begutachtung hinhält. Krakelige Herzen in allen Farben. Die Flächen dazwischen sind mit minzgrüner Farbe ausgefüllt. »Super, Leah. Mum wird begeistert sein.«

Sie lächelt, aber dann mischt Vivi sich ein: »Oh, du bist ja eine richtige Künstlerin!«

Leah runzelt die Stirn. »Nein ...«

»Doch, doch, du bist *sehr* talentiert, wirklich. Ich kenne Leute, die viel älter sind als du und längst nicht so gut malen können. Und ich muss es wissen, ob jemand Talent zum Malen hat, weil meine Mom nämlich Malerin ist. Also Jonah zum Beispiel nicht.«

Leah kichert und ihr Gesicht wird ganz rot vor Stolz. Ich selbst bin wahrscheinlich auch rot. Aber nicht vor Stolz. Ich will meinen fantasielosen blauen Becher verteidigen, aber Leah kommt mir zuvor. »Ist deine Mom wirklich Malerin?«

Die Frage reißt mich vom Hocker. Zu Hause plappert Leah alles heraus, was ihr so durch den Kopf geht. Aber bei anderen Leuten oder im Kindergarten ist sie extrem schüchtern und hält sich immer im Hintergrund.

»Oh ja. Deshalb sind wir hier – damit sie die Sonne und das Meer malen kann.«

Leah überlegt einen Augenblick. »Kennst du sonst niemand hier außer deiner Mom?«

Vivi zuckt die Schultern. »Naja, ein paar Leute hab ich schon kennengelernt. Warum? Kannst du mir irgendwelche Freunde empfehlen? Oder mir Tipps geben, was man hier Spannendes machen oder wo man gut essen kann?«

»Bei uns zu Hause«, sagt Leah. »Da kann man am besten essen.«



Emery Lord

Nur um dich lächeln zu sehen

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 352 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-570-16516-4

cbj Jugendbücher

Erscheinungstermin: März 2018

»Man weint und lacht oft innerhalb nur einer Seite.« (Jasmine Warga, Autorin von Mein Herz und andere schwarze Löcher)

Als Vivi neu nach Verona Cove kommt, das kleine Nest an der Westküste, spürt sie sofort: Hier ist ein Neuanfang möglich. Als ihr dann der hinreißende Jonah mit seinen phänomenalen Kochkünsten begegnet, verfällt sie ihm augenblicklich - und Jonah ihr. Mit unbändiger Lebenslust und einem Feuerwerk aus Gedanken und Gefühlen wirbelt Vivi durch Jonahs Leben und das seiner Familie. Und mit jedem Tag ihres Zusammenseins spürt Jonah die Last, die er seit dem Tod seines Vaters mit sich schleppt, leichter werden. Doch Vivis Dämonen sind mächtig, und obwohl dieser gleißende Sommer fast unbeschwert ist, wird er sie beide für immer verändern ...

 [Der Titel im Katalog](#)